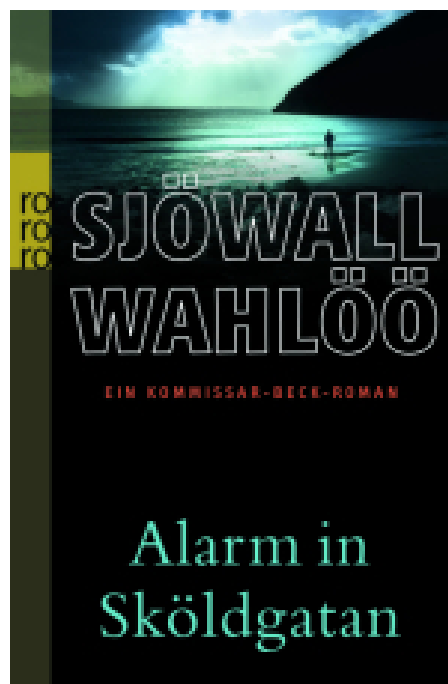


Leseprobe aus:

Per Wahlöö, Maj Sjöwall

Alarm in Sköldgatan



Der Mann, der tot auf dem ordentlich gemachten Bett lag, hatte zunächst sein Jackett und seinen Schlips ausgezogen und beides über den Stuhl neben der Tür gehängt. Er hatte die Schuhe ausgezogen, sie unter den Stuhl gestellt und die Füße in ein Paar schwarzer Lederpantoffeln gesteckt. Er hatte drei Filterzigaretten geraucht und sie im Aschenbecher auf dem Nachttisch ausgedrückt. Dann hatte er sich auf den Rücken aufs Bett gelegt und sich in den Mund geschossen.

Damit sah das Bett nicht mehr ganz so ordentlich aus.

Sein direkter Nachbar war ein früh pensionierter Hauptmann, der im Jahr zuvor bei der Elchjagd versehentlich einen Schuss in die Hüfte abbekommen hatte. Seit dem Unfall litt er unter Schlaflosigkeit und war nachts oft auf und legte Patienten. Gerade sah es ganz danach aus, dass die Harfe aufgehen würde, als er plötzlich den Schuss hinter der Wand hörte. Er rief sofort die Polizei.

Es war zwanzig Minuten vor vier am Morgen des 7. März, als zwei Streifenpolizisten die Tür aus den Angeln schlugen und in die Wohnung eindrangten, in welcher der Mann auf dem Bett seit zweiunddreißig Minuten tot war. Sie brauchten nicht lange, um festzustellen, dass der Mann mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit Selbstmord begangen hatte. Ehe sie zum Auto zurückkehrten, um den Todesfall über Funk zu melden, schauten sie sich in der Wohnung um, was sie eigentlich nicht hätten tun müssen. Abgesehen vom Schlafzimmer bestand sie aus einem weiteren Zimmer, einer Küche, einem Flur, Badezimmer und einer Garderobe. Sie konnten keine Nachricht oder

einen Abschiedsbrief entdecken. Das einzige Schriftliche waren zwei Wörter auf dem Block neben dem Telefon im Wohnzimmer. Die beiden Wörter bildeten einen Namen. Einen Namen, der den beiden Polizisten sehr gut bekannt war.
Martin Beck.

Heute war der Tag der Ottilia. Kurz nach elf Uhr am Vormittag verließ Martin Beck das Polizeipräsidium Süd, ging zum Systembolaget, dem staatlichen Geschäft für alkoholische Getränke, am Karusellplan und stellte sich in die Schlange. Er kaufte eine Flasche Nutty Solera. Auf dem Weg zur U-Bahn erstand er noch ein Dutzend roter Tulpen und eine Dose englische Käsecracker. Einer der sechs Taufnamen, mit denen seine Mutter bedacht worden war, lautete Ottilia, und er wollte rausfahren und ihr zum Namenstag gratulieren.

Das Altersheim war groß und sehr alt. Viel zu alt und unmodern, das fanden zumindest diejenigen, die dort arbeiteten. Die Mutter von Martin Beck war vor einem Jahr dorthin gezogen, und zwar nicht, weil sie sich nicht mehr selbst versorgen konnte, sie war mit ihren achtundsiebzig immer noch recht frisch und munter, sondern weil sie ihrem einzigen Kind nicht zur Last fallen wollte. Deshalb hatte sie sich lange im Voraus um einen Platz in dem Heim bemüht, und als ein nettes Zimmer frei wurde, will heißen, als der Vorbesitzer starb, verkaufte sie den größten Teil ihrer Besitztümer und zog um. Seit dem Tod des Vaters vor neunzehn Jahren war Martin Beck ihr einziger Halt, und er wurde immer wieder von schlechtem Gewissen heimgesucht, weil er sich nicht selbst um sie kümmerte. In seinem tiefsten Innern war er dankbar, dass sie die Sache selbst in die Hand genommen hatte, ohne ihn auch nur um Rat zu fragen.

Er ging an einem der kleinen tristen Aufenthaltsräume vorbei, in denen er noch nie jemanden hatte sitzen sehen, dann den

halbdunklen Flur hinunter und klopfte bei seiner Mutter an die Tür. Als er hereinkam, sah sie ihn erstaunt an, sie hörte nicht mehr gut und hatte sein diskretes Klopfen nicht bemerkt. Dann strahlte sie, legte das Buch weg und stand langsam auf. Martin Beck ging schnell zu ihr hin, küsste sie auf die Wange und drückte sie mit sanfter Gewalt wieder in den Stuhl zurück.

«Jetzt fang nicht an, meinetwegen hier herumzuturnen», sagte er.

Er legte ihr die Blumen in den Schoß und stellte die Flasche und die Keksdose auf den Tisch.

«Meinen herzlichsten Glückwunsch, Mama.»

Sie wickelte die Blumen aus dem Papier und sagte:

«Ach, was für schöne Blumen. Und Kekse. Und Wein, oder was ist das? Ah, Sherry. Du meine Güte!»

Sie stand auf und ging ungeachtet der Proteste von Martin Beck zu einem Schrank und holte eine silberne Vase heraus, die sie am Waschbecken mit Wasser füllte.

«So alt und klapprig, dass ich nicht mehr auf den Beinen stehen könnte, bin ich nun auch wieder nicht», sagte sie. «Setz du dich mal lieber hin. Sollen wir Sherry oder Kaffee trinken?»

Er legte Hut und Mantel ab und nahm Platz.

«Was du möchtest», erwiderte er.

«Dann mache ich Kaffee», bestimmte sie. «Dann kann ich den Sherry aufheben und die anderen alten Weiber einladen und damit angeben, dass ich so einen netten Sohn habe. Man muss jede Freude genießen.»

Martin Beck saß still da und betrachtete sie, während sie die elektrische Herdplatte einschaltete und Wasser und Kaffee abmaß. Sie war klein und mager und schien von Mal zu Mal, wenn er sie sah, immer weniger zu werden.

«Ist dir hier langweilig, Mama?»

«Mir? Mir ist nie langweilig.»

Die Antwort kam zu glatt und zu schnell, als dass er ihr Glauben schenken konnte. Bevor sie sich hinsetzte, stellte sie den Wasserkessel auf die Platte und die Vase auf den Tisch.

«Nun mach dir mal keine Sorgen um mich», sagte sie. «Ich habe so viel zu tun. Ich lese und unterhalte mich mit den anderen Alten, und ich stricke. Manchmal fahre ich in die Stadt und schaue mich um, aber es sieht ja schlimm aus, was sie alles abreißen. Hast du gesehen, dass das Haus, in dem Papa seine Firma hatte, abgerissen worden ist?»

Martin Beck nickte. Sein Vater hatte im Klaraviertel eine kleine Spedition gehabt, und genau an der Stelle erhob sich jetzt ein Bürokomplex aus Glas und Beton. Er schaute das Foto seines Vaters an, das auf dem Schreibtisch neben dem Bett stand. Das Bild war Mitte der zwanziger Jahre gemacht worden, als er selbst nur ein paar Jahre alt gewesen war, und man sah einen jungen Mann mit klarem Blick, glänzendem schwarzem Haar mit Seitenscheitel und einem trotzigem Kinn. Allgemein hieß es, Martin Beck ähnele seinem Vater. Er selbst hatte nie eine große Ähnlichkeit feststellen können, und wenn es sie gegeben hatte, dann beschränkte sie sich auf Äußerlichkeiten. Sein Vater war für ihn ein unkomplizierter und sorgloser Mensch gewesen, der allgemein beliebt war, gern lachte und scherzte. Sich selbst würde er eher als einen schüchternen und sehr langweiligen Menschen bezeichnen. Zu der Zeit, als das Foto entstand, arbeitete der Vater auf dem Bau. Doch ein paar Jahre danach kam die wirtschaftliche Depression, und er war einige Jahre lang arbeitslos gewesen. Martin Beck fand, dass seine Mutter eigentlich nie über diese Zeit der Armut und der Angst hinweggekommen war. Obwohl es ihr später finanziell recht gut ging, hörte sie nie auf, sich Sorgen ums Geld zu machen. Sie brachte es immer noch nicht fertig, sich etwas Neues zu kaufen, wenn es nicht unbedingt notwendig war. Und sowohl ihre Kleider als auch die

wenigen Möbel, die sie aus ihrem alten Zuhause mitgenommen hatte, hatten sich über die Jahre abgenutzt.

Martin Beck versuchte hier und da, ihr Geld zu geben, und erbot sich in regelmäßigen Abständen, ihre Miete für das Heim zu begleichen, aber sie war stolz und eigensinnig und wollte allein klarkommen.

Als der Kaffee aufgebrüht war, holte er die Kanne und ließ seine Mutter einschenken. Sie war immer sehr darauf bedacht gewesen, ihren Sohn rundum zu versorgen, und als er noch ein Junge gewesen war, hatte sie ihm nicht einmal erlaubt, ihr beim Geschirrspülen zu helfen oder sein Bett selbst zu machen. Was für Nachteile diese Fürsorge mit sich brachte, hatte er erst begriffen, als er von zu Hause ausgezogen war und entdecken musste, wie ungeschickt er sich selbst bei den einfachsten Dingen im Haushalt anstellte.

Martin sah seiner Mutter belustigt zu, als sie sich erst ein Stück Zucker in den Mund steckte, um dann einen Schluck Kaffee zu schlürfen. Das hatte er bei ihr noch nie zuvor gesehen. Sie bemerkte seinen Blick und sagte:

«Ja, wenn man alt wird, kann man sich ein paar Freiheiten rausnehmen.»

Dann stellte sie die Tasse hin und lehnte sich zurück, die mageren braunefleckten Hände locker auf dem Schoß gefaltet.

«Nun», sagte sie, «jetzt erzähl mir mal, wie es meinen Enkelkindern geht.»

Martin Beck hatte inzwischen schon gelernt, sich ausschließlich positiv zu äußern, wenn er mit seiner Mutter über die Kinder sprach, denn sie war der Ansicht, dass ihre Enkel klüger, fleißiger und hübscher waren als alle anderen. Oft beklagte sie, dass er ihre Vorzüge nicht wertschätzen würde, und hatte ihn sogar schon einmal beschuldigt, ein verständnisloser und schlechter Vater zu sein. Er wiederum meinte, die Kinder ganz nüchtern

betrachten zu können, und vermutete, dass sie so waren, wie Kinder eben meistens sind. Am besten verstand er sich mit der sechzehnjährigen Ingrid, die aufgeweckt und intelligent war. Die Schule bereitete ihr keinerlei Schwierigkeiten, und sie fand leicht Freunde. Probleme gab es eher mit Rolf, der bald dreizehn werden würde. Er war träge und verschlossen, darüber hinaus total gleichgültig gegenüber allem, was mit Schule zu tun hatte, und schien überhaupt keine besonderen Interessen oder Talente zu haben. Martin Beck war über die Nachlässigkeit seines Sohnes besorgt, hoffte aber, dass das für dieses Alter typisch war und der Junge seine Lethargie bald überwinden würde. Da ihm zu Rolf nichts sonderlich Positives einfiel und seine Mutter ihm nicht glauben würde, wenn er etwas anderes sagte, vermied er das Thema. Als er von Ingrids jüngsten Erfolgen in der Schule erzählte, sagte seine Mutter mit einem Mal: «Rolf hat doch wohl nicht vor, Polizist zu werden, wenn er mit der Schule fertig ist, oder?»

«Das glaube ich nicht. Außerdem ist er noch keine dreizehn. Es ist etwas früh, sich darüber Gedanken zu machen.»

«Also, wenn er das will, dann musst du ihn daran hindern», sagte sie. «Ich habe nie verstanden, warum du unbedingt Polizist werden musstest. Und heutzutage muss es ja noch ein viel schlimmerer Beruf sein als zu der Zeit, als du angefangen hast. Warum bist du eigentlich Polizist geworden, Martin?»

Martin Beck starrte sie erstaunt an. Gewiss war sie damals vor vierundzwanzig Jahren mit seiner Berufswahl nicht einverstanden gewesen, aber es erstaunte ihn, dass sie jetzt wieder davon anfang. Vor etwas weniger als einem Jahr war er Kommissar bei der Kriminalpolizei geworden und hatte jetzt ganz andere Arbeitsbedingungen als früher, als er ein junger Streifenpolizist gewesen war.

Er beugte sich vor und tätschelte ihre Hand.

«Mir geht's doch gut, Mama», sagte er. «Ich sitze die meiste Zeit am Schreibtisch. Aber selbstverständlich habe ich mir diese Frage selbst schon oft gestellt.»

Das war die Wahrheit. Er hatte sich oft gefragt, warum er Polizist geworden war.

Natürlich konnte er immer sagen, dass es während des Krieges eine geeignete Methode war, dem Militärdienst zu entgehen. Nachdem er zwei Jahre lang wegen seiner schlechten Lungen zurückgestellt worden war, hatte man ihn plötzlich für vollkommen gesund erklärt, sodass er sofort hätte einberufen werden können, das war ein wichtiger Grund für die Berufswahl gewesen. 1944 gab es kein Pardon für Wehrdienstverweigerer. Viele von denen, die sich auf dieselbe Weise vom Militärdienst hatten befreien können, hatten später den Beruf gewechselt, während er selbst im Laufe der Jahre zum Kommissar aufgestiegen war. Das müsste eigentlich bedeuten, dass er ein guter Polizist war, er war sich da allerdings nicht so sicher. Es gab viele Beispiele dafür, dass hohe Posten bei der Polizei nicht gerade mit guten Polizisten besetzt waren. Er wusste nicht einmal, ob er ein guter Polizist sein wollte, wenn das hieß, ein pflichtbewusster Mensch zu sein, der niemals auch nur einen Millimeter von den allgemeinen Regeln abwich. Er erinnerte sich an etwas, das Lennart Kollberg vor nicht allzu langer Zeit gesagt hatte: «Bullen gibt es jede Menge. Durchgeknallte Idioten, die bloß rumschnüffeln. Die sind einfach nur rigide und beschränkt, machen auf hart, sind aber nichts als aufgeblasen und selbstzufrieden, alles nur Durchschnitt. Es wäre besser, wenn es mehr von diesen wirklich guten Schnüfflern geben würde.»

Martin Beck ging mit seiner Mutter noch ein wenig draußen im Park spazieren. Der Schneematsch erschwerte das Laufen, und der eisige Wind fuhr durch die kahlen Äste der hohen Bäume. Als sie ungefähr zehn Minuten lang herumgeschlittert waren,

brachte er sie zur Treppe zurück und küsste sie auf die Wange. Oben auf dem Hügel angekommen, drehte er sich noch einmal um und sah sie dort vor der Tür stehen und winken. Klein und zusammengesunken und grau.

Er nahm die U-Bahn zurück in das Polizeipräsidium Süd an der Västberga allé.

Auf dem Weg zu seinem Büro schaute er kurz bei Kollberg vorbei. Kollberg war Erster Kriminalassistent und außerdem der engste Mitarbeiter und beste Freund von Martin Beck. Das Zimmer war leer. Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Es war halb zwei und ein Donnerstag. Da erforderte es keine großen ermittlerischen Anstrengungen, um herauszufinden, wo Kollberg sich wohl befand. Martin Beck erwog einen Augenblick, hinunterzugehen und ihm bei der Erbsensuppe Gesellschaft zu leisten. Dann dachte er an seinen Magen und ließ es lieber bleiben. Der war nach den allzu vielen Tassen Kaffee, die seine Mutter ihm eingeflößt hatte, bereits in Aufruhr.

Auf seiner Schreibunterlage fand er eine kurze Mitteilung über den Mann, der sich an diesem Morgen das Leben genommen hatte.

Er hieß Ernst Sigurd Karlsson und war sechsundvierzig Jahre alt. Er war unverheiratet, und die nächste Verwandte war eine alte Tante in Borås. Seit Montag war er wegen einer Grippeerkrankung nicht mehr an seinem Arbeitsplatz bei einer Versicherungsagentur erschienen. Die Arbeitskollegen beschrieben ihn als Einzelgänger, der, soweit sie wussten, keine Freunde gehabt hatte. Die Nachbarn sagten, er sei schweigsam und ruhig gewesen, zu bestimmten Zeiten gekommen und gegangen und habe nur selten Besuch empfangen. Eine Handschriftenprobe zeigte, dass tatsächlich er derjenige gewesen war, der Martin Becks Namen auf den Notizblock am Telefon geschrieben hatte. Und es stand außer Zweifel, dass er Selbstmord begangen hatte.